

**Zeitschrift:** Curaviva : Fachzeitschrift  
**Herausgeber:** Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz  
**Band:** 77 (2006)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Was es braucht, um die Lebensqualität im Heim zu entwickeln : von der Verwahrungsanstalt zum Zuhause  
**Autor:** Bauer, Elisabeth  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-803861>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Was es braucht, um die Lebensqualität im Heim zu entwickeln

# Von der Verwahrungsanstalt zum Zuhause

■ Elisabeth Bauer

**Lebensqualität im Heim wurde erst seit der 1968er-Studentenbewegung zum Thema. Repressive Erziehungsmethoden und das bloss Verwahren von behinderten und alten Menschen wurden fortan geächtet. Doch um Qualität weiterzuentwickeln, sind weitere Vorgaben vom Staat und von den Branchenverbänden nötig.**

Lebensqualität wünschen sich alle Menschen, egal ob sie im eigenen Haus wohnen, in einer Mietswohnung oder im Heim. Doch was genau ist unter Lebensqualität zu verstehen? Müssen bestimmte materielle Bedingungen – beispielsweise ein eigenes Zimmer oder ein bestimmtes Einkommen – erfüllt sein, damit es einem gut geht? Oder ist die Lebensqualität nicht doch viel eher abhängig von personenbezogenen Faktoren wie der eigenen Gesundheit oder den eigenen Fähigkeiten?

## Lebensqualität als komplexe Erscheinung

Sowohl als auch, lautet heute die Antwort. Lebensqualität ist ein komplexes Phänomen und setzt voraus, dass sowohl die äusseren Umstände als auch die subjektiven Lebensbedingungen stimmen. Monika Reichert<sup>1</sup> beschreibt Lebensqualität als «persönliche Zufriedenheit mit den körperlichen, psychischen, mentalen, sozialen und funktionalen Aspekten des Befindens und der Funktionsfähigkeit

von Personen aus ihrer Sicht. Sie ist das Ergebnis eines individuellen, multidimensionalen Bewertungsprozesses der Interaktion zwischen Person und Umwelt.»

Lebensqualität wird also subjektiv unterschiedlich erlebt. Neben der Einschätzung der eigenen körperlichen und geistigen Fähigkeiten spielen die äusseren Lebensbedingungen eine grosse Rolle: Sind die materiellen Grundbedürfnisse gedeckt und besteht Zugang zu medizinischer Versorgung und medizinischen Hilfsmitteln?

Ermöglicht die Lebenssituation soziale Kontakte und Anerkennung? Können die Menschen sich autonom entwickeln und sich selbst verwirklichen?

In der Diskussion über die Qualitätsentwicklung in Heimen hat der Begriff Lebensqualität inzwischen eine grosse Bedeutung erlangt. Verschiedene Autoren<sup>2</sup> erarbeiteten Kriterienraster, um die Lebensqualität in den Heimen messen und vergleichen zu können. Einerseits braucht es dazu die Befragung der Betroffenen: Fühlen sie sich in ihrem Umfeld wohl und sind sie zufrieden mit sich und ihrer Situation? Andererseits ist die Konstellation der Lebensbedingungen der einzelnen Menschen oder der betroffenen Gruppen zu analysieren.

Lebensqualität wird jedoch nicht nur gemessen, sondern auch gefordert. Zurzeit verlangen beispielsweise Körperbehinderte mehr Autonomie durch die Einführung von Assistenzbudgets. Curaviva legt mit dem Grundsatzpapier Lebensqualität im

Heim ein ganzes Bündel von Empfehlungen vor, deren Erfüllung zu einer hohen Lebensqualität führen sollen.

## Studentenbewegung als entscheidender Schritt

Warum sind solche Diskussionen nötig? Ist eine gute Lebensqualität für Schweizerinnen und Schweizer nicht längst eine Realität geworden? Auch wenn es vielen heute so erscheinen mag, Lebensqualität war in Heimen nie eine Selbstverständlichkeit. Bis Anfang der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts herrschte in vielen Kinderheimen ein repressives Klima, und Heime für Behinderte oder für ältere Menschen dienten primär als Verwahranstalten. Verschiedene ehemalige Heimkinder haben denn auch von den psychischen, physischen oder sexuellen Misshandlungen berichtet, welche sie früher in Schweizer Heimen erlebt hatten. In der Zwischenzeit hat sich glücklicherweise viel verändert. Heute stellen Missstände in Heimen Einzelfälle dar, treten aber nichtsdestotrotz immer noch auf.

Wie kam es zu den genannten Veränderungen im Heimwesen? Ein wichtiger Auslöser war die Studentenbewegung von 1968. Aus dieser Bewegung ging die so genannte Heimkampagne hervor, deren Vertretende die repressiven Zustände in Kinder- und Jugendheimen anprangerten. Anstatt zu selbstbewussten Menschen gefördert, würden die Kinder und Jugendlichen

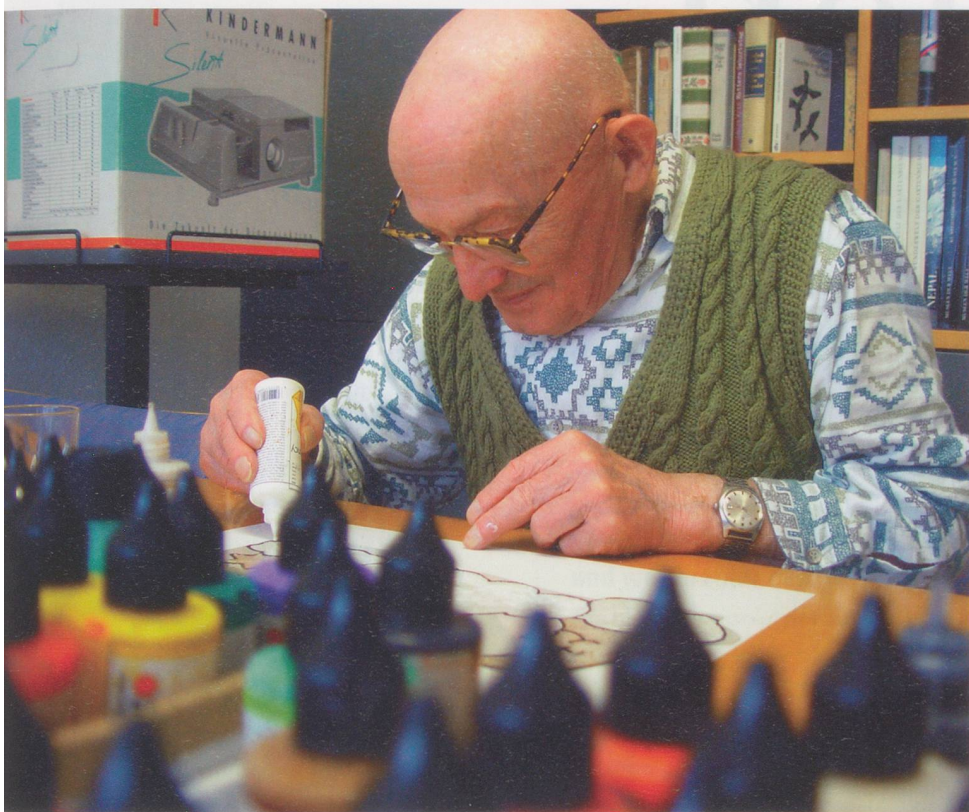
dort zu willfähigen Arbeitern gedrillt, damit sie von den Kapitalisten dereinst problemlos ausgebeutet werden könnten. Die militanten Mitglieder der Heimkampagne unterstützten Heimzöglinge beim Ausbrechen, mischten sich aber auch in die Fachdiskussionen über Heimerziehung ein. Eine weitere fundamentale Kritik an den Heimen kam damals vom amerikanischen Soziologen Erving Goffman.

Mit dem Argument knapper finanzieller Mittel üben totale Institutionen laut Goffman Macht über alle Lebensbereiche der Heimbewohnerschaft aus. Sie bestimmen das Denken und Handeln ihrer Insassen und verfügen über deren Zeit. Der Schutz der Privatsphäre ist aufgehoben. Mit dem Eintritt büssen die Heimbewohnerinnen und Heimbewohner die Kontrolle über ihr eigenes Leben ein. Sie werden

hungsmethoden und das blosse Verwahren von behinderten und alten Menschen wurden fortan geächtet. Gleichzeitig entwickelten Fachleute neue, dezentrale Wohnformen, das Familienbetreuungssystem sowie ambulante Hilfsdienste. Die Professionalisierung des Heimpersonals machte grosse Fortschritte. Auch in breiten Gesellschaftskreisen änderten sich die Werthaltungen schrittweise. Für die Heime selbst und für die Ausbildung des Heimpersonals wurden in der Folge mehr finanzielle Mittel bereitgestellt.

In den achtziger Jahren etablierte sich in der Fachwelt der systemische Ansatz. Heimbewohnende wurden nicht mehr primär als Einzelindividuen wahrgenommen, sondern galten neu als Teil eines Systems. Gleichzeitig rückte die Frage des Austausches zwischen dem Heim und seiner Umwelt ins Zentrum des Interesses. Die neunziger Jahre brachten schliesslich das New Public Management, das die Heime dazu auffordert, die Wirkung ihres professionellen Handelns systematisch zu überprüfen, die Qualität ihres Tuns kontinuierlich zu entwickeln und sich dabei an den Bedürfnissen der Kundschaft (Heimbewohnende) zu orientieren.

Der kurze Rückblick zeigt, dass sich eine gute Lebensqualität in Heimen nicht automatisch einstellt. Selbst in reichen Nationen wie der Schweiz muss immer wieder darum gerungen werden. Warum nur?



Gute Lebensqualität im Heim stellt sich nicht automatisch ein.

Foto: Robert Hansen

1973 erschien in Deutschland sein viel beachtetes Werk «Asyle»<sup>3</sup>, in dem er psychiatrische Kliniken, aber auch Kinder- und Jugendheime, Behinderten- und Altenheime als totale Institutionen brandmarkte: «Eine totale Institution lässt sich als Wohn- und Arbeitsstätte einer Vielzahl ähnlich gestellter Individuen definieren, die für längere Zeit von der übrigen Gesellschaft abgeschnitten sind und miteinander ein abgeschlossenes, formal reglementiertes Leben führen.»

fremdbestimmt, entmündigt, ihrer Individualität beraubt und verlieren schliesslich ihr Selbstwertgefühl.

### Verbesserungen der Lebensqualität in den Heimen

Die massive Kritik am Heimwesen blieb nicht ohne Auswirkungen auf die Lebensqualität der Heimbewohnerschaft. In den siebziger Jahren fand in der Fachwelt ein grundlegendes Umdenken statt: Repressive Erzie-

### Lebensqualität als Machtfrage

Aus einer politischen Perspektive betrachtet ist die Höhe der Lebensqualität im Heim das Resultat von Aushandlungsprozessen zwischen den beteiligten Anspruchsgruppen. Direkt betroffen von den Lebensbedingungen im Heim sind die Bewohnerinnen und -bewohner, die in der Regel aber kaum über Machtbasen verfügen. Sie bezahlen ihre konsumierten Leistun-

# In guten Küchen zuhause.



Pistor weiss, was erfolgreiche Küchenchefs brauchen. Mit unserem Vollsortiment liefern wir Ihnen alles, was Sie brauchen, um erfolgreich kochen zu können. Flexibel, zuverlässig und zu fairen Preisen. Und mit einem Dienstleistungsangebot, das seinesgleichen sucht. Pistor, der zuverlässige Partner für die Gastronomie.

**100 % Pistor**  
**100 % Gastro-Service**

**Ihr Gastro-Marken-Lieferant**

Bäcker-Konditor-Gastro-Service  
CH-6023 Rothenburg, Telefon 041 289 89 89, Fax 041 289 89 90  
info@pistor.ch, [www.pistor.ch](http://www.pistor.ch)

gen nur teilweise oder gar nicht und besitzen deshalb nur geringe Kundenmacht. Als Menschen, die ihr Auskommen nicht selbst erwirtschaften und nicht selbständig leben können, ist ihr gesellschaftlicher Status niedrig. Handelt es sich bei ihnen um Kinder, geistig Behinderte oder demente Menschen, sind sie ausserdem nicht in der Lage, ihre eigenen Interessen zu vertreten. Kurz gesagt: Die Heimbewohnerschaft selbst hat meist schlechte oder gar miserable Karten im genannten Aushandlungsprozess. Den Angehörigen geht es häufig besser. Wenn sie sich zu Interessensgruppen zusammenschliessen, wie beispielsweise die Eltern von geistig Behinderten, vermögen sie einen Einfluss auf den Aushandlungsprozess auszuüben.

Über die besten Karten im Aushandlungsspiel verfügen zweifelsohne die Bürgerinnen und Bürger respektive die sie vertretende Verwaltung – ganz nach dem Motto: «Wer zahlt, befiehlt.» Die Bürger finanzieren mit ihren Steuern und andern Abgaben die Heime teilweise oder ganz, ohne die Leistungen selber zu konsumieren. Einzelne Gruppen von ihnen unterstützen die Sichtweise der Betroffenen und fordern ausreichende finanzielle Mittel für die Heime, welche eine hohe Lebensqualität ermöglichen sollen. Im Allgemeinen wünschen sich die Bürger jedoch eine geringe Steuerbelastung und fordern demzufolge von den Heimen nur so viel Leistungen, dass eine anständige Lebensqualität möglich wird, für die man sich nicht zu schämen braucht.

Die Verwaltung – welche die Steuer- und Abgaben bewirtschaftet – beauftragt, finanziert und überwacht die Heime. Sie verlangt von den Heimen bestimmte Leistungen und Wirkungen sowie einen effizienten Mitteleinsatz.

Die Mitarbeitenden in den Heimen schliesslich sehen sich oft im Clinch zwischen den Forderungen der

Verwaltung nach sparsamem Mitteleinsatz, den professionellen Ansprüchen ihrer Berufsgruppe und den Bedürfnissen der Heimbewohnerschaft. Als Angestellte sind ihre Möglichkeiten im Aushandlungsprozess jedoch beschränkt. Warum sollen sie beispielsweise unbezahlte Überzeit leisten, um mangelnde Ressourcen des Heimes auszugleichen?

Dass eine gute Lebensqualität in Heimen keine Selbstverständlichkeit darstellt, gründet also vor allem in der schlechten Machtbasis der direkt Betroffenen, der im Heim Lebenden. Besonders in Zeiten, in denen sich der Kampf um die knappen Ressourcen in der Gesellschaft verhärtet, besteht die Gefahr, dass das Qualitätsniveau zurückgeschraubt und die Heimbudgets entsprechend gekürzt werden. Um eine gute Lebensqualität im Heim zu sichern, bedarf es deshalb spezifischer Massnahmen und Regelungen.

### Lebensqualität sichern und weiterentwickeln

Die blosser Kontrolle der Heime, wie sie lange Zeit von den Behörden durchgeführt wurde, genügt nicht. Um jegliche Missstände zu verhindern, müsste sie so umfassend sein, dass sie nicht mehr durchführbar wäre. Es braucht die Mitarbeit der Heime, welche sich um stetige Qualitätsentwicklung bemühen und ihre Leistungen an den Bedürfnissen der Heimbewohnenden ausrichten. Das Qualitätsmanagement stellt den Heimen die notwendigen Konzepte und Instrumente zur Verfügung. Als zusätzlicher Anreiz kann das Benchmarking – der Vergleich untereinander – dienen. Wenn sich die Heime zu Lerngemeinschaften zusammenschliessen und das Benchmarking als kollektiven Lernprozess gestalten, profitieren die Bewohnerschaft ebenso wie die Mitarbeitenden.

Um die Qualitätsentwicklung der Heime verbindlich zu gestalten, braucht es Vorgaben von staatlicher

Seite, aber auch von den Heimverbänden selbst. Curaviva hat mit seinem Grundsatzpapier «Lebensqualität im Heim» (siehe auch Seite 28) qualitative Bedingungen formuliert und unterstützt seine Mitglieder in deren Umsetzung mit dem elektronischen Handbuch «Wege durch den Qualitätsdschungel». Im Altersbereich hat Curaviva ausserdem die Zusammenarbeit mit den Behörden der Kantone Basel-Stadt, Basel-Land und Solothurn gesucht und gemeinsam mit ihnen Standards für Grundangebot sowie Basisqualität für Alters- und Pflegeheime ausgearbeitet. Es ist zu hoffen, dass weitere Kantone diesem Beispiel folgen.

Damit die notwendigen finanziellen Mittel auch in Zukunft zur Verfügung stehen, ist mit der Öffentlichkeit allgemein und den Politikern im Speziellen ein kontinuierlicher Dialog vonnöten. Heime und Heimverbände müssen über die verschiedenen Lebensrealitäten und die Qualitätsentwicklung in den Heimen informieren und für die spezifischen Probleme von Heimen sensibilisieren.

Wenn alle die Lebensqualität befürwortenden Kräfte zusammenarbeiten, können die Heime ihre Stärken zu Gunsten der Bewohnerschaft entfalten. Im Gegensatz zur häufig isolierten Situation in der eigenen Wohnung bieten Heime nämlich Schutz und Geborgenheit, ermöglichen im Alltag Begegnungen und sozialen Austausch und können so einen einzigartigen Beitrag zu einer guten Lebensqualität leisten. ■

Elisabeth Bauer ist Ökonomin und Sozialarbeiterin und begleitete 2005 das Curaviva-Projekt «Was zeichnet ein CURAVIVA-Heim aus? Qualitätsstandards im Heim» als externe Fachberaterin.

<sup>1</sup> Reichert, M.; Carell, A.; Pearson, M. (2003). Informelle ausserfamiliäre Unterstützungsnetzwerke älterer Menschen mit Hilfe- und Pflegebedarf. Münster.

<sup>2</sup> u.a. Martin, M. (2005). Psychologische Grundlagen der Gerontologie. Stuttgart: Kohlhammer

<sup>3</sup> Goffman, E. (1972). Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt: Suhrkamp.